

seiner Einsiedelei über der eigenen Arbeit, blind für alles andere» (Melville 2010, 15 f.). Er arbeitete Tag und Nacht, machte niemals Pause bis zu jenem Satz, der uns seitdem unaufhörlich auf Anstecknadeln, Stoffbeuteln, T-Shirts und Kaffeetassen entgegeneilt: «Ich möchte lieber nicht.» Die Abschriften, die Herman Melvilles Schreiber Bartleby bis zuletzt dem Bürovorsteher schuldet, verweisen auf keine Etymologie, aber auf einen Namenszwilling: «ein Säckchen von Leinwand, mit Kohlen-, Kreide- oder Rötelstaub gefüllt, das der Maler, die Stickerin etc. durch eine durchstochene Zeichnung klopft, um dadurch die Zeichnung der Umrisse auf den Malgrund, den Stoff, etc. zu bringen (durchpausen, durchstäuben, kalkieren)» – das ist die Pause. «P. heißt auch eine mittels durchscheinenden Papiers von der Zeichnung genommene Kopie» (Meyer 1906, 521). Was faul ist an der Pause, kann man diesem Lexikoneintrag gut entnehmen. Die Pause entspringt keiner anderen Zeit. Sie ist keine Utopie, sondern Negativ und Kopie der Arbeit. «Die Abschriften! Die Abschriften! [...] Ich möchte lieber nicht» (Melville 2010, 19). Wir wissen, wie das endet. «I would prefer not to» ist kein Protest, sondern nur «ein Säckchen von Leinwand, mit Kohlen-, Kreide- oder Rötelstaub gefüllt»: ein Spiegel, der jedem Satz unmittelbar seine Negation vor Augen hält.

Wie kann man also die Freiheit finden, etwas ausgehen oder sein zu lassen? Indem wir dem Gras beim Wachsen zuschauen? – Nicht gießen! Die Hemmung wächst mit den *Don't-do*-Listen. Nicht fliegen. Nicht tanken. Nicht kaufen. Nicht wachsen. Nicht lügen. Die Schwierigkeit, nein zu sagen, ist «ein Problem der Sprache im Zustand der Sprachlosigkeit», schreibt Klaus Heinrich. Protestari bedeute, vor Gericht das Schweigen zu brechen, damit das Schweigen nicht als Zustimmung gedeutet werden könne (2020, 43, 109). «Wo wird aus der Verweigerung Revolte, aus der zufälligen Blockade der organisierte Generalstreik?», fragt Milo Rau (2023, 89).

Aus Heinrichs Zustand, dem Wann und Wie des Protests, wird bei Rau ein konkreter Ort der

Utopie in der Gegenwart und in Melvilles *A Story of Wall Street* ein Problem der Zustellung. Über den toten Bartleby erzählt der Bürovorsteher rückblickend, er habe als kleiner Angestellter im Büro für unzustellbare Briefe gearbeitet. «Tote Briefe! Klingt das nicht wie tote, nicht zugestellte Menschen?» (Melville 2010, 64) Die Briefe verstummten, bevor sie ihr Ziel erreichen konnten, die Revolte wurde nicht zugestellt. Am Fenster stehen, zur kahlen Wand hinüberträumen. Das Briefeschreiben lieber gleich sein lassen? Es fällt schwer, nein zu sagen – für das, was uns ausgeht, eine Perspektive zu finden. Das Nichtstun oder die leere Zeit stehen weniger für den Sonntag: die lange oder vermeintlich unendliche Weile. Die aufgebrauchte Zeit ist in vieler Hinsicht kein Haben, sondern ein Soll. Das Phlegma des Seinlassens kann nur überwinden, wer nicht nichts tut. GLORIA MEYNEN

Lit.: Barthes, Roland (2002): Mut zur Faulheit, Christine Eff, Le Monde Dimanche, 16. September 1979, in: ders.: *Die Körnung der Stimme, Interviews 1962–1980*, Frankfurt/M., 367–374. • Bergmann, Frithjof (2020): *Neue Arbeit, neue Kultur*, Freiburg. • Crabb, George (1826): *English Synonyms Explained, in Alphabetical Order, with Copious Illustrations and Examples Drawn from the Best Writers*, New York. • Heinrich, Klaus (2020): *Versuch über die Schwierigkeit nein zu sagen*, Freiburg, Wien. • Melville, Herman (2010 [1856]): *Bartleby, The Scrivener. A Story of Wall Street*, New York, London. • Meyer, Hermann Julius (1906): *Meyers Großes Konversationslexikon*, Bd. 15, Leipzig, Wien. • Rau, Milo (2023): *Die Rückeroberung der Zukunft. Ein Essay*, Hamburg. • Montaigne, Michel de (1992): Wider den Müßiggang, in: ders.: *Essais. (Versuche) nebst des Verfassers Leben nach der Ausgabe von Pierre Coste*, Bd. 2, Zürich, 527–535. • Thoreau, Henry David (1995 [1854]): *Walden; or, Life in the Woods*, New York.

PERSPEKTIVE In den *Principia philosophiae* stellt sich René Descartes das System der Wissenschaften als einen Baum des Wissens vor. Aus einigen metaphysischen Prinzipien, die als Wurzeln tief in die Erde hineinragen und dem Gebilde ein stabiles Fundament geben, wächst der Stamm der Physik,

von dem aus wiederum die Einzelwissenschaften wie Zweige hervorsprossen und sich zu einer Krone ausbreiten. Aus Wissen wachse mehr Wissen, scheint dieses Bild nahezulegen, vor allem wenn das primäre Wissen eine fundamentale Wahrheit der Welt bereitstellt, die sich darstellt als das »Basisprinzip einer einzelnen, alles umfassenden Methode« (Matthews 1989, 88, Übers. CL).

Ist das Bild der Wissenschaften als Baum obsolet, wenn wir heutzutage von einer Wissenschaft erwarten, mehrere, mitunter auch widersprechende Methoden zu entwickeln? Entgegen solchen Zentralisierungsfantasien, die Wissenschaften durch gewisse »Fundamentalfakten« zu vereinen, nimmt sich die Medienwissenschaft die Freiheit, ein äußerst diverses Verständnis dessen zu haben, was Medien sind. Statt bestimmte Medientheoretiker*innen als Säulenheilige zu huldigen, weist die Medienwissenschaft ihnen höchstens die Rolle von lokalen Autoritäten zu, die Orientierung geben in wiedererkennbaren Kontexten. Konsens scheint zu sein, dass Medienbegriffe kontextsensibel angesetzt werden müssen, statt alle möglichen Gegenstände einzufassen. Wenn die Medienwissenschaft darauf insistiert, dass es kein Denken ohne Medien gibt, dann öffnet sie sich außerdem gegenüber der Annahme, dass das Denken immer ein situiertes Denken aus einer spezifischen Perspektive ist. So bleibt die wissenschaftliche Perspektive dem Boden verhaftet, statt transzendente Positionierung zu sein, von der aus sich das »reine Denken« den weltlichen Dingen widmet.

Im cartesianischen Bild zielt der Baum des Wissens die Landschaft der Forschung wie die einsame Eiche ein Wintergemälde bei Caspar David Friedrich. Die neoliberal erneuerte Ordinarienuniversität mit ihren Strukturen, die auf eine Zentralisierung von Macht hinauslaufen, herrscht auch in einer nicht-linearen Disziplin wie der Medienwissenschaft. Sie bringt einen Wissenschaftsfeudalismus hervor, in dem Abhängigkeiten zur Professur zuweilen auch die Pflicht bedeuten, gewisse Arbeitsweisen weiterzuführen.

Bedauerlicherweise bleibt auch in der Medienwissenschaft die Professur das Maß aller Dinge, auch wenn es auf der Jahrestagung der Gesellschaft für Medienwissenschaft (GfM) der Mittelbau ist, der für die Vielstimmigkeit des Fachdiskurses sorgt. Neben Berichten von Machtmissbrauch, die seit einiger Zeit immer wieder in der überregionalen Presse erscheinen, ist die Anstellungsstruktur des Mittelbaus das größte Übel der Ordinarienuniversität. Indem sie kein Bestehen unterhalb der Professur erlaubt, prägt sie ein Prinzip wissenschaftlicher »Leistung«, das vor allem auf Parametern des Wettbewerbs beruht.

Wenn es nun zum Merkmal der Wissenschaften gehört, dass Wissen nur aus einer spezifischen Perspektive möglich ist, dann eignet sich die Metapher des Baums vielleicht doch, um einen Wissenszug des wissenschaftlichen Arbeitens hervorzuheben. Denn Wissen braucht Zeit, um Wurzeln zu schlagen, in die Höhe zu wachsen und Früchte zu tragen. Zeit ist für die befristet angestellten Wissenschaftler*innen die wichtigste Ressource, weil sie nicht nur der Ausarbeitung einer wissenschaftlichen Perspektive dient, sondern als Arbeits-, Anstellungs- und Finanzierungszeit das Leben überhaupt sichert. Das Gründliche Forschen braucht Ruhe vor existenziellen Bedrohungen. Doch Ruhe bleibt wortwörtlich auf der Strecke, wenn Wissenschaftler*innen mangels einer sicheren Anstellung mehr Zeit auf Zugfahrten als an ihrem Arbeitsplatz verbringen und zahllose Bewerbungen schreiben, statt ihrer eigentlichen Arbeit nachzugehen. Statt sich zu verankern, drängt das System der Kettenverträge die Wissenschaftler*innen in nomadische Existenzen – eine Lebensform, die sich auch im neoliberalen Jargon rund um Mobilität, Internationalisierung und Wettbewerb andeutet. Wenn der Blick auf die Dinge sich erst nach einer längeren Zeit des gründlichen Wachstums auf einem bestimmten Boden entwickelt, dann sollte nicht das Weiterziehen stichpunktgebend für das Leben von Wissenschaftler*innen sein, sondern das Bleiben.

P

Jüngst hat Eva von Redecker (2023) dafür plädiert, den Freiheitsbegriff auf diese Weise zu denken. Denn wie soll in Zeiten der Klimakrise so etwas wie das Reisen Freiheitswerte in sich tragen, wo es doch häufig mit der Zerstörung der Umwelt durch schädliche Emissionen zusammenhängt? Redeckers Gedankenfigur der ›Bleibefreiheit‹ erweist sich als äußerst fruchtbar für ein Plädoyer dafür, dass auch die Freiheit des Lehrens und Forschens eine Freiheit zu bleiben miteinschließt. Wie die Perspektive ist auch das Bleiben dem Boden verpflichtet, der bei Redecker als Generalmetapher des freien Lebens einsteht.

P

Denn der Boden ermöglicht das ökologisch-freie Leben, indem er eine Vielzahl zeitlicher Prozesse (›Gezeiten‹) in sich vereint, die sich in »wechselseitig verwobene[n] Regenerationsspannen« gegenseitig ermöglichen (Redecker 2023, 143). Die Sorge um den Boden heißt, dem Boden eine Regenerationszeit zu geben, sodass er auch in zukünftigen Erntezyklen weiter kultiviert werden kann. So wie die Regeneration des Bodens wiederum von ökologischen Prozessen abhängt, in denen eine Vielzahl an Organismen kooperieren, verhält es sich auch mit der Mehrung von Freiheit. Freiheit wächst nicht durch einen individuellen Zuwachs an Welt, sondern vielmehr, wenn sich in der ›Fülle der Gezeiten‹ »alles gegenseitig trägt« (ebd.).

Wissenschaftsfreiheit als Bleibefreiheit zu denken, gelingt nur, wenn wir das System des Wissens nicht als ein System einer einzelnen geistigen Wahrheit denken, sondern darauf aufmerksam machen, dass das wissenschaftliche Arbeiten vom Dissens von Perspektiven lebt und jede wissenschaftliche Perspektive von einer real-verkörpernten Perspektive stammt. Wissenschaftler*in-Sein erfüllt sich schließlich nicht in den scheinbar isolierten Praktiken der Wissenschaft, sondern in den menschlichen Zyklen des Arbeitens, Forschens, Lehrens, Sorgens und Regenerierens. Das Recht, an einem Ort zu bleiben und so das eigene akademische wie nicht-akademische Umfeld zu kultivieren, muss dabei zu den größten

Freiheitswerten zählen. So käme schließlich auch die vernachlässigte Lehre zu ihrem Recht, denn nur bleibende Lehrkräfte haben die Möglichkeit, Studierende in ihren langfristigen Bildungszielen angemessen zu begleiten.

Wenn das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) mit einem Referentenentwurf die Rechnung «4 + 2» empfiehlt, um das Wissenschaftszeitvertragsgesetz (WissZeitVG) zu reformieren, dann formuliert es eine Rechnung des Ausschließens und keine des Bleibens. Die kleine Arithmetik besagt, dass die Anstellungszeit von Postdocs nach WissZeitVG von sechs auf vier Jahre verkürzt wird. Nur mit einer Vereinbarung zur Entfristung dürfen zwei weitere Jahre angehängt werden, um die Vereinbarung in dieser Zeit zu erfüllen. Nichts in dem Referentenentwurf weist allerdings darauf hin, dass Bleibemöglichkeiten auch wirklich eingerichtet werden. Der Entwurf schafft das Unmögliche, indem es ein prekäres System noch weiter prekariisiert.

Von einer Reform des WissZeitVG ist also keine Verbesserung der Gegebenheiten hin zur gründlicheren Entfaltung von Forschungsperspektiven in der Bleibefreiheit zu erwarten. Doch existieren bereits Vorschläge wie reale Bewegungen, die dem Mittelbau ein Bleiberecht an Hochschulen einräumen wollen. So haben das philosophische wie auch das geografische Institut der Humboldt-Universität zu Berlin es jüngst geschafft, unbefristete wissenschaftliche Mitarbeiter*innenstellen einzurichten, die nicht mehr der einzelnen Professur, sondern dem gesamten Fachbereich zugewiesen sind. Die Fachbereiche machen so Gebrauch von der Möglichkeit, das WissZeitVG beim Vertragsschluss schlicht wegzulassen. Schließlich bietet das Gesetz den Universitäten lediglich ein Recht zur Befristung, was keiner Pflicht gleichkommt.

Die vom BMBF vorgetragene Begründung für die Befristung an Universitäten lautet, dass auch zukünftigen Generationen eine Chance auf ein Lehren und Forschen geboten werden muss. Gewiss, wenn eine einzelne Forscher*innengenera-

tion die Stellen an den Universitäten blockieren würde, wäre auch die Bleibefreiheit eine Freiheit, die auf Kosten anderer geht.

Doch stimmt die Annahme, dass unbefristete Mittelbaustellen und die eben genannte Transformation von Lehrstühlen in sogenannte Departments zukünftigen Generationen eine wissenschaftliche Karriere versperrt? Eine Publikation des Netzwerks für Gute Arbeit in der Wissenschaft (NGAWiss) hat sich dieser Frage gewidmet. Das NGAWiss (2020a) hat dabei den Etat eines durchschnittlichen Instituts der Ordinariatenuniversität berechnet und ihn in verschiedene Departmentmodelle mit unterschiedlichen Anstellungsprofilen überführt. Die Rechnungen ergeben, dass auch Departmentmodelle eine jährliche Fluktuation aufweisen. Damit errechnet das NGAWiss lediglich, was bereits in anderen Ländern (wie den USA, Dänemark, Großbritannien, den Niederlanden und vielen mehr) Praxis ist. Es entkräftet außerdem das Argument des BMBF – in dem auch mitschwingt, dass verstetigte Stellen im Mittelbau unsolidarisch gegenüber anderen Wissenschaftler*innen seien – und stellt es vom Kopf auf die Füße. Denn es sind vor allem die derzeitigen Anstellungsstrukturen, die (selbst-) ausbeuterische Verhältnisse ermöglichen und eine Entsolidarisierung des Staates gegenüber seinen Angestellten vorantreibt.

Wissenschaftsfreiheit als Bleibefreiheit zu denken, verweist schließlich auch auf eine weitere Forderung des NGAWiss. 533 Millionen Euro machen den jährlichen Etat der Deutschen Forschungsgesellschaft aus, die an der Befristungsmisere Mitverantwortung trägt. Aus Perspektive des hier vertretenen ökologischen Freiheitsbegriffs lässt sich das Missverhältnis kaum anders fassen, als dass Bund und Länder hohe Summen in befristete Projektgelder investieren, während es den Universitäten an der nötigen Grundfinanzierung mangelt. Die Forderung des NGAWiss (2020b), den Forschungsetat umzuschichten und so die Bedingungen für nachhaltige Anstellungen an den Hochschulen zu schaffen, ist letztlich ebenfalls

eine implizite Forderung nach Bleibefreiheit an deutschen Hochschulen. In nochmals anderen Worten lässt sich die Forderung wie folgt formulieren: Wissenschaftler*innen sollten sich nicht wie derzeit in die eigene Prekarität hinein forschen, sondern einer Ethik des Wissens nachgehen können, die das Lehren und Forschen zu Bestandteilen eines *guten Lebens* machen.

CHRISTOPHER LUKMAN
(Kommission für Gute Arbeit)

Lit.: **Matthews, Michael R.** (1989): Descartes, in: ders. (Hg.): *The Scientific Background to Modern Philosophy*, Indianapolis, 87–108. • **Netzwerk für Gute Arbeit in der Wissenschaft** (2020a): *Personalmodelle für Universitäten in Deutschland. Alternativen zur prekären Beschäftigung*, Berlin, mittelbau.net/wp-content/uploads/2020/11/Personalmodelle_final.pdf (24.11.2023). • **Netzwerk für Gute Arbeit in der Wissenschaft** (2020b): *Für faire Beschäftigung an deutschen Hochschulen! Forderungen des Netzwerks für Gute Arbeit in der Wissenschaft*, ngawiss.uber.space/wp-content/uploads/2020/11/Forderungen_NGAWiss_überarb.pdf (24.11.2023). • **Redecker, Eva von** (2022): *Bleibefreiheit*, Frankfurt/M.

P

PHÄNOMEN Phänomene, so das Alltagsverständnis, sind etwas besonders Augenscheinliches. Sie stechen aus dem Grundrauschen der Alltagswahrnehmung heraus und werden Gegenstand des eigenen oder kollektiven Interesses. Exemplarische Gegenwartsphänomene sind die Zunahme und Beschleunigung von Internetphänomenen mit dem Aufkommen neuer sozialer Medien, oder Himmelsphänomene, denen neue Aufmerksamkeit geschenkt wird, weil auf Nachthimmelfotografien Sternbilder von den Streifen der Starlink-Satelliten überschrieben werden können.

Phänomene, so scheint es auf den ersten Blick, drohen uns nicht auszugehen – ganz im Gegenteil. Doch in dieser Verwendung des Begriffs <Phänomen> geht eine Bedeutungsdimension unter, gehen uns andersartige Phänomene und die dazugehörige Aufmerksamkeit aus, die für die